

JAHRBUCH DER PSYCHOANALYSE

Beiträge zur Theorie, Praxis und Geschichte

Herausgegeben von
Bernd Nissen
Uta Zeitzschel

*Im Umbruch:
Sexualität,
Identität, Familie*

Sonderdruck

81

frommann-holzboog

Inhalt

- 7 Editorial

Themenschwerpunkt

Im Umbruch: Sexualität, Identität, Familie

- 15 Wolfgang Hegener: Die (Un-)Ordnung der Geschlechter im Zeitalter ihrer technologischen Reproduzierbarkeit
- 41 Christine Anzieu-Premmereur: Kinder der Reproduktionsmedizin und ihre Eltern
- 63 Marganit Ofer: Multifokal – Neue Familienstrukturen im Lichte psychoanalytischer Theorie
- 83 Alessandra Lemma: Trans-itorische Identitäten. Einige psychoanalytische Überlegungen zu Transgender-Identitäten
- 115 Lisa Schmuckli und Patrick Gross: Ein Geschlecht – Widersprüchliche Geschlechterfindung
- 143 Sabine Warneke: Der transsexuelle Wunsch, in sich herzustellen, was einem genommen wurde. Erfahrungen in der Analyse einer transsexuellen Frau mit autistoiden Anteilen

Freud als Briefschreiber

- 171 Ludger M. Hermanns und Peter J. Loewenberg: »Wer von der Wissenschaft gemütliche Befriedigung fordert oder erwartet, der muß sich enttäuscht fühlen«. Ein Brief Freuds an den Schriftsteller Oscar A. H. Schmitz aus dem Jahre 1921

Wolfgang-Loch-Vorlesung: Über den Nutzen und Nachteil des Vergessens für das Leben

- 185 Aleida Assmann: Räumliche und zeitliche Bilder des Erinnerns
und Vergessens
- 205 Udo Hock: Das Vergessen und seine Beziehung zum Unbewussten

Nachruf

- 231 Friedrich-Wilhelm Eickhoff: Nachruf auf Professor Léon Wurmser
- 233 Namenregister
- 235 Sachregister

Ein Geschlecht – Widersprüchliche Geschlechterfindung

Lisa Schmuckli und Patrick Gross¹

Zusammenfassung

*Trans Menschen stellen selbstverständliche Vorstellungen und Überlegungen zum Geschlecht auch in der psychoanalytischen Behandlung radikal in Frage. Der vorliegende Essay streicht das Geschlecht als eine besondere Kategorie hervor und verortet die Differenz der Geschlechter in der aktuellen Debatte um Intersektionalität. Die Autor*innen diskutieren vor diesem theoretischen Hintergrund Erfahrungen von Übertragungs- und Gegenübertragungsgeschehen in laufenden Behandlungen mit Trans Menschen. Die Fallvignetten verdeutlichen, was affektiv geschehen kann, wenn das selbstverständlich erlebte Geschlecht infrage gestellt wird, gar verschwindet. Diese Einbrüche tangieren das Selbstverständnis als Mann bzw. Frau und aktualisieren die eigene Abwehr unmittelbar im psychoanalytischen Arbeitsprozess.*

Schlüsselwörter: Geschlecht, Differenz der Geschlechter, Körperbilder, Trans Menschen, Selbstauslegungen

- 1 Lisa Schmuckli, Dr. phil., Psychoanalytikerin in einer Praxisgemeinschaft in Luzern und in der außerinstitutionellen Vermittlung tätige Philosophin.
Patrick Gross, Lic. phil., Psychoanalytiker in eigener Praxis in Basel, Dozent am Ausbildungszentrum für Psychoanalytische Psychotherapie (AZPP) in Basel.

Abstract

Gender – Conflicting Ways of Finding

Trans-individuals radically question self-evident concepts and thoughts about gender also within the context of psychoanalytic treatment. This essay emphasises gender as a special category and places it within the present debate on intersectionality. Upon this theoretical background, the authors discuss examples of transference and counter-transference experiences in current therapies with trans-individuals. The extracts of case histories elucidate what can take place when a self-evident gender experience is questioned, or even disappears. Such invasive experiences can affect an individual's self-evidence as a man or as a woman and immediately activate defence reactions within the psychoanalytic work in progress.

Keywords: gender, gender differences, gody conceptions, trans-individuals, self-constructions

Drei zentrale Momente prägen unsere psychoanalytische Arbeit mit Trans Menschen: Erstens sind Körper und sexuelle Differenz ununterbrochen präsent im therapeutischen Gespräch und dominieren die Selbstausslegung des Trans Menschen; zweitens durchkreuzen gesellschaftliche Ansprüche, Normen, Zugehörigkeiten und Debatten – ob nun seitens Dominanzgesellschaft, seitens Wissenschaft oder seitens LGBTQIA*-Community – die psychoanalytische Theoriebildung und die eigenen inneren Konzepte der Psychoanalytiker*innen; und drittens wird unser Selbstverständnis als Mann bzw. Frau laufend unterwandert und infrage gestellt.

Die Kategorien Rasse, Klasse, Geschlecht der Intersektionalitätsdebatte wiederum dominieren die gegenwärtige sozialwissenschaftliche Forschung, schärfen die Analyse der aufgeworfenen gegenwärtigen gesellschaftlichen Problemstellungen und müssen als Trias wohl mitbedacht werden, wenn auch – abhängig von Erkenntnisinteressen und der subjektiven Selbstausslegung – nicht gleichwertig.

Tatsächlich stellen Geschlechterverhältnisse eine eigenständige Konfiguration sozialer, kultureller und psychischer Differenzierung dar, die in ihren Vermittlungen durch andere Formen von Teilung nicht aufgeht. Deshalb gilt auch, dass die Frage, welche

Faktoren die Lebensbedingungen und soziale Positionierung von Menschen bestimmen, nicht beantwortet werden kann, *ohne* Rekurs auf Geschlecht. (Klinger/Knapp 2008, 7)

Mit ihren Lebensgeschichten lenken Trans Menschen das Augenmerk vorerst auf den Körper und das Geschlecht. Sie stellen das geburtliche Körper-Geschlecht infrage und beanspruchen das psychische bzw. gefühlte (und notwendigerweise wählbare) Geschlecht. Konkretisiert wird diese Selbstbestimmung am Körper. Offenbar wird damit einerseits ›der Körper‹ zum Schauplatz und zum Austragungsort relevanter gesellschaftlicher Fragestellungen (Schmuckli 2001); andererseits bleibt der Körper ›Ort‹ des Geschlechts und folglich der Geschlechterdifferenz. Gleichzeitig weicht sich jedoch die Gleichsetzung von männlich-biologischem Körper mit soziokulturellem Mann-Sein bzw. weiblich-biologischem Körper mit soziokulturellem Frau-Sein auf. Es entsteht ein Spielraum, ein Zwischenraum zwischen Körper-Haben und Geschlecht-Verkörpern; diese Aufweichung verweist dialektisch wiederum auf die psychosoziale, kulturelle Normierung von Körper-Sein und Geschlecht-Haben, die als vielfältige »Verlötung« (Freud 1915, 97)² in der Gesellschaft, im Subjekt und bis ins Unbewusste verankert ist.

Entsprechend unseren Erkenntnissen und Erfahrungen möchten wir in einem ersten Schritt – gleichsam mit dem Fernrohr – die Geschlechterordnung erkunden und problematisieren. In einem zweiten Schritt wenden wir uns – diesmal mit dem Mikroskop – dem psychischen Erleben von Geschlecht bei Trans Menschen und der psychoanalytischen Behandlung zu. Diese Schnittstelle zwischen gesellschaftlichen Vorstellungen und Normen von Geschlecht und Geschlechterordnung und subjektiv erlebter Aufweichung von Geschlecht bei Trans Menschen legt eine Tiefenstruktur der sexuellen Differenz frei, gerade in ihrer Unfassbarkeit.

- 2 Freud (1915, 227) schreibt: »Der Gegensatz Aktiv-Passiv verschmilzt späterhin mit dem von Männlich-Weiblich, der, ehe dies geschehen ist, keine psychologische Bedeutung hat. Die Verlötung der Aktivität mit Männlichkeit und Passivität mit der Weiblichkeit tritt uns nämlich als biologische Tatsache entgegen; sie ist aber keineswegs so regelmässig durchgreifend und ausschliesslich, wie wir anzunehmen geneigt sind.« (Vgl. ebenso: Gsell/Züricher, 2011; Schmuckli/Gross, 2016. Vgl. zur Thematik Körper-Sein und Körper-Haben auch Lemma 2018, 153–175.)

1. Konstruktion von ›Geschlecht‹: Körper – Geschlechterdifferenz – Geschlechterordnung

Der Mensch ist zwei, verkörpert in Mann und Frau (Diotima 1989). Diese Zweiteilung (die zugleich auch eine Einteilung ist) provoziert eine Ordnung der Geschlechter, die man scheinbar direkt der Natur abgelauscht und nachgebildet hatte. Die im 19. Jahrhundert entstehende Wissenschaft der Medizin erfasste, erkundete und durchdrang den Körper, spekulierte über natürliche Vorgänge, entwarf Interpretationen zum universalen Menschen (gleichgesetzt mit dem Mann) und zum partikularen Weib und implizierte eine natürliche Ordnung zwischen den Geschlechtern, die es im Sozialen nachzubilden galt. So untermauerte die parallel entstehende Wissenschaft der Anthropologie ihrerseits die Geschlechterordnung. Medizin und Anthropologie befeuerten eine eigentliche »Normalitätsdebatte« (Honegger 1991, 3), die auch in die Politik und die Gesetzgebung hinein ausstrahlte.

Die herrschende Geschlechterordnung dominiert und organisiert einerseits die Arbeit und andererseits die Reproduktion der Gattung. So differenziert Cornelia Klinger die Geschlechterordnung, indem sie eine Ordnung der Dinge von jener des Lebens auseinanderhält. Die Bereiche der Produktion, der Digitalisierung, der Dienstleistungen, ebenso in deren Wirkfeldern, nämlich der Öffentlichkeit und der Politik, werden unter die Ordnung der Dinge subsumiert, der Bereich der Reproduktion, der Privatheit und der Caring-Arbeit unterliegt der Ordnung des Lebens. »Während die Ordnung der Dinge darauf ausgerichtet ist, dass und wie Körper Sachen erzeugen, regelt die Ordnung des Lebens die – ungleich komplexeren – Verhältnisse, in denen menschliche Körper andere menschliche Körper hervorbringen« (Klinger 2013, 43). Industrialisierung und Digitalisierung revolutionieren die Ordnung der Dinge, während die Ordnung des Lebens die Mängel der Arbeitswelt aufzufangen und abzufedern und unter der Vorherrschaft des Patriarchats eine konfliktfreie Privatsphäre zu schaffen hat. »Und so entsteht parallel zur Arbeiterbewegung, die die industrielle Ordnung der Dinge herausfordert, eine Frauenbewegung, die die moderne Ordnung des Lebens in Frage stellt« (Klinger 2013, 47). Im Rahmen der Herausbildung der Nationalstaaten schließlich bildet sich nebst Kapitalismus/Klasse und Patriarchat/Geschlecht die dritte Strukturkategorie heraus, nämlich die Ethnizität/Rasse.

Die Geschlechterordnung prägt im Weiteren eine die Kultur fundierende Struktur, die ihrerseits wieder auf die Geschlechterordnung einwirkt. Die Kulturtheoretikerin Christina von Braun verweist auf den vielschichtigen Zusammenhang zwischen einer mündlichen Tradition, der Einführung der Alphabetschrift und dem zweigeschlechtlichen Körper. Die Alphabetschrift versprach Unsterblichkeit, Abstraktion und Logik, während die mündliche Tradition Vergänglichkeit, Ungenauigkeit und Unberechenbarkeit signalisierte.

Der männliche Körper wurde zum Symbolträger des abstrakten Denkens, der Logik, der Buchstaben, während der weibliche Körper zum Symbolträger der Leiblichkeit, der Sexualität, der Sterblichkeit und damit auch der mündlichen (weil an den Körper gebundenen) Sprache wurde. ›Vatersprache‹ nannten die Gelehrten im Mittelalter die Schriftsprache, während die gesprochene Sprache ›Muttersprache‹ hieß. Während die logische ›Vatersprache‹ über den Wissenschaftsdiskurs bestimmte, wurden die Traditionen der Mündlichkeit zunehmend mit Aberglaube, Leichtgläubigkeit, Unzurechnungsfähigkeit gleichgesetzt. Weil sie an den Körper und damit auch an seine Geschlechtlichkeit gebunden war, wurde die mündliche Tradition mit der Unberechenbarkeit und Unbeherrschbarkeit gleichgesetzt, die der Sexualität wie der Körperlichkeit überhaupt eignen. Und diese Eigenschaften galten als ›weiblich‹. (von Braun 2000, 20)

Körper und Geschlechtlichkeit wurden bzw. werden mit Sprachen verbunden, gar in ihnen verankert, in kulturelle Praktiken übersetzt und mit diesen Praktiken auch überliefert. So schrieben bzw. schreiben sich Vater- und Muttersprachen in den individuellen Körper ein, prägen die subjektive Geschlechtlichkeit ebenso wie die kollektiven Erwartungen an die Verkörperung der Zweigeschlechtlichkeit. Die Geschlechterordnung verankert sich und setzt sich durch als duale Ordnung mit klaren Zuschreibungen an das jeweilige Geschlecht: der Mann ist vernunftbegabt und verlässlich, die Frau ist der Natur, dem Leib näher und daher unzuverlässiger. Mit anderen Worten: Diese symbolische Ordnung hat eine eigene Tiefenstruktur, die sich im Individuum einschreibt und entfaltet *und* zugleich sozial die Geschlechterordnung strukturiert.

Natürlich erweitern und vermischen sich kulturelle Praktiken. Auch scheint eine eigentliche Verflüssigung der Zuweisung von selbstverständlichen Praktiken an die Geschlechter stattzufinden. Zugleich verweisen just diese neuen Phänomene auf die Tiefenstruktur bzw. Beharrlichkeit der Geschlechterordnung. Das Nachdenken über die Geschlechterordnung schärft folglich den Blick auf

die Geschlechterdifferenz. Luce Irigaray beginnt ihr Spätwerk *Ethik der sexuellen Differenz* mit dieser Feststellung:

Die sexuelle Differenz stellt eine der Fragen oder die Frage dar, die in unserer Epoche zu denken ist. Jede Epoche hat – Heidegger zufolge – eine Sache zu ›bedenken‹. Nur eine. Die sexuelle Differenz ist wahrscheinlich diejenige unserer Zeit. Diejenige, die uns, wäre sie gedacht, die ›Rettung‹ bringen würde? (Irigaray 1991, 11)

Die Frage ist offenkundig noch nicht beantwortet, die Rettung also in weiter Ferne. Dies bedeutet jedoch, dass die Geschlechterdifferenz weiterhin als ökonomische, gesellschaftliche und psychische ›Tatsache‹ virulent bleibt.

Geschlechterordnung und Geschlechterdifferenz schaffen eine kulturelle und eine individuelle, psychische Tiefenstruktur. Luisa Muraro, italienische Differenztheoretikerin, bezeichnet diese Tiefenstruktur als ›symbolische Ordnung‹. Sie streicht den Anfang eines jeden Subjekts hervor: die Geburt. Diese grundlegenden Erfahrungen, von einer konkreten Mutter geboren worden zu sein, in eine Muttersprache eingeführt zu werden und in Beziehungen heranzuwachsen, prägen nicht nur das Subjekt, sondern organisieren sowohl eine soziokulturelle Ordnung als auch eine psychische Tiefenstruktur im Subjekt. Luisa Muraro stellt fest, wie »die patriarchalische Gesellschaft, in der die Philosophie sich entwickelt hat, [...] die Liebe zwischen Mutter und Sohn als ihr kostbarstes Gut [pflegt]« (Muraro 2006, 39), ohne über dieses Privileg Rechenschaft abzulegen und ohne über den Ausschluss der Töchter und den Beitrag der Mütter zu den Kulturleistungen und den Individuationen der Kindern nachzudenken. Erst wenn die Autorität der Mutter, die untrennbar mit der Autorität der Sprache verbunden ist, anerkannt wird, kann eine andere symbolische Ordnung wirksam werden, in der das Begehren und die Arbeiten (nicht nur die Arbeit seitens der Ordnung der Dinge, sondern auch die Care-Arbeiten) gemeinsam zirkulieren.

2. Sexuelle Differenz: Das Besondere der Kategorie ›Geschlecht‹

Das Geschlecht hat die Tendenz, dimorph aufzutreten (Reiche 1990). Geschlecht erscheint in zwei Gestalten, als Geschlechterdifferenz. Die Zwei der Geschlech-

terdifferenz ist jedoch nichts Numerisches, vielmehr ist sie Symbol der Differenz. »Es gilt zu verstehen, dass die Differenz jedes Einzelwesen durchzieht und es daran hindert, vollständig zu sein und sich somit selbst zu genügen« (Muraro 2015a, 9).

Die Geschlechterdifferenz ist, pointiert, Schauplatz einerseits von Geburt/Tod und somit der Endlichkeit und andererseits der »Nicht-Vollständigkeit menschlicher Existenz« (Rendtorff 2013, 75), nämlich nur eine geschlechtliche Möglichkeit leben zu können. »Ort« der Differenz ist der Körper. Der menschliche Körper ist immer ein geschlechtlicher Körper. Den besonderen Status erhält das Geschlecht aufgrund seiner Öffnung hin zum* zur Anderen und seiner*ihrer Nicht-Vollständigkeit. Dies führt zu einer subjektiven und gesellschaftlich erlebten Beunruhigung. Etwas Unheimliches ist am Werk, so dass mittels Grenzziehungen, Zuordnungen zu männlich/weiblich wiederum eine (Denk-)Ordnung geschaffen und aufrechterhalten werden kann (Rendtorff 1998, 110 ff.).

Die Geschlechterdifferenz wird nicht nur im Subjekt selbst wirksam, beispielsweise im Verhältnis zu den eigenen Wünschen, zu Vorstellungen und Hoffnungen, sondern auch in den Beziehungen zu anderen Menschen, indem sie Unruhe stiftet, Konventionen von Begegnungen unterwandert oder Gespräche mit einem Subtext auflädt. Die Beziehung zu sich und anderen bleibt dynamisch und entzieht sich Fixierungen.

Das Geschlecht ist ein Skandalon, gerade weil es auf Nicht-Vollständigkeit und Nicht-Unabhängigkeit verweist.

Aber die Aufteilung der mit Bedeutung aufgeladenen Geschlechtszeichen zwischen Frauen und Männern ist so organisiert, dass alles, was auf diesen »Skandal« hinweist, was also letztlich auf Geschlecht hinweist, auf der weiblichen Seite eingetragen ist. Das Weibliche ist so »Geschlecht schlechthin«, um den Preis, dass das Männliche den Zugang zu Geschlecht verliert. (Rendtorff 1998, 115)

Was sich hier einschreibt, ist die binäre Zuschreibung von Mann/Geist bzw. Vernunft/Kultur/Außen und Frau/Körper bzw. Irrationalität/Natur/Innen (Quindeau/Dammasch 2014).

Schließlich erweist sich das Geschlecht als Ort der Versehrtheit, Ort des Mangels. Im Gegenzug wurde der Geist zum Ort der Vollständigkeit, Unversehrtheit.

Aus dieser Dichotomie erklärt sich die Berührungsangst mit der Frau und die Idealisierung der Keuschheit: Die Berührung mit weiblicher ›Versehrtheit‹ oder Sterblichkeit, so die zugrundeliegende Vorstellung, infiziere den Mann – oder den Geist – und gefährde somit dessen Unsterblichkeit/Unversehrtheit. (von Braun 1994a, 38)

Dies bedeutet im Anschluss an die binäre Logik, dass der Mann die Norm und die Frau die Abweichung verkörpert. Eine Grundidee scheint sich herauszukristallisieren: »Weibliche Lebewesen sind notwendig, aber das weibliche Geschlecht ist nicht normal« (Muraro 2015b, 139). Das Beunruhigende wäre damit wieder gebannt, eine Ordnung mit klaren Hierarchien und Bewertungen wieder hergestellt – und Frauen (im Verhältnis zu den Männern) wieder auf ihren Platz verwiesen. Es ist jedoch just dieser Mangel, nur eines der Geschlechter verkörpern zu können,³ der das Begehren in Bewegung hält. Das Begehren gilt den Erinnerungen und Vorstellungen, die wiedererlangt werden wollen, ohne dass man sie jemals hatte. Kaum hat es sich jedoch festgelegt, entdeckt es wieder das, was fehlt, und treibt weiter. Begehren ist somit unabdingbar an ein Paradox und an Vermittlungsarbeit gebunden.

Das Paradox nämlich, dass es einerseits zur formalen Bestimmung des Begehrens gehört, nie an ein Ende kommende Bewegung zu sein, dass andererseits jedes Begehren sich jedoch nur dort artikulieren kann, wo es sich an seinen konkreten Inhalt knüpft, und in seiner Bewegung innehält. (Schneider 1995, 55 f.)

Um die Beunruhigungen dieser Versehrtheit und des Mangels zu mildern, phantasiert sich das Subjekt seine*ihre Körperbilder. So sind der reale Körper und die phantasierten Körperbilder Ort des Begehrens ebenso wie Ort der Repräsentationen (Schmuckli 2001, 41 ff.; Schmuckli 2007, 92 ff.).

Geschlechterdifferenz lässt sich folglich weder auf die Unterscheidung Mann/Frau noch auf Differenzen innerhalb von Frauen oder Männern reduzieren. Sie »erweist sich als etwas anderes, viel Grundsätzlicheres, Erschreckendes, das

- 3 Queertheoretiker*innen und Queer-Aktivist*innen verweisen gerade darauf, dass sie sich auf keines der zwei Geschlechter behaften lassen wollen. In dieser Verneinung der Zweigeschlechtlichkeit kommen sie nicht umhin, (k)ein Geschlecht zu repräsentieren. Auf diese Weise wird die Geschlechterdifferenz gleichzeitig bestätigt und erweitert.

seine Qualität und Brisanz aus der Berührung mit dem Sexuellen und dem Tod gewinnt« (Rendtorff 2013, 77). Diese Unruhe erfasst der Begriff der ›sexuellen Differenz‹ präzise. *Geschlecht* ist jenes Moment, das ständig, auch unausweichlich anwesend ist, und zwar sowohl zwischen den Menschen als auch im Subjekt; und *sexuelle Differenz* markiert die Ein-Geschlechtlichkeit des Subjekts und die damit einhergehende Konflikthaftigkeit im Subjekt und soziale Komplexität (Rendtorff 2013, 83 f.). Es geht jedoch dezidiert nicht darum, zu klären oder gar zu erklären, wie Frauen und Männer essentiell ›sind‹, sondern vielmehr um die Erforschung, wie man subjektiv und gesellschaftlich mit der beunruhigenden Tatsache, nur ein Geschlecht verkörpern zu können, umgeht und welche Bedeutungen und Ordnungen mit den Interpretationen des Skandals Geschlecht einhergehen. Mit anderen Worten: ›Geschlecht‹ ist eine besondere Kategorie der Analyse und der (Selbst-)Erforschung; zugleich lässt sie sich auf keine eindeutige, zentrale Denkfigur im zwischenmenschlichen Funktionieren und im kulturellen Symbolisieren reduzieren.

Das Geschlecht ist grundlegend und als solches kategorial im folgenden Sinne: Es gibt Geschlecht und sexuelle Differenz. Das Subjekt ist dem Geschlecht unterworfen und muss sich diese Zumutung bzw. Kränkung, nur ein Geschlecht verkörpern zu können, aneignen. Selbst die eigene Entstehung aus einem

heterosexuellen Akt (wie auch immer der ausgesehen haben mag, freiwillig oder unfreiwillig, im ›real life‹ oder im Reagenzglas), und der eigene Beitrag zur Fortpflanzung (ob jemand zeugen oder gebären kann) bleibt unverfüglich (selbst wenn dies mittlerweile durch Reproduktionstechnologien teilweise beeinflusst werden kann. (Rendtorff 2019, 2)

Und das Sexuelle selbst bleibt ungeordnet, oft auch unbegreiflich, gerade weil es sich einer eindeutigen Formung entzieht und auf Entgrenzung ebenso wie Begrenzung verweist.

Die zweigeschlechtliche Herkunft [hat sich] als Potenz ebenso wie als Begrenzung in den geschlechtlichen Körper eingeschrieben, sofern Menschen nicht gleichzeitig zeugen und gebären können, worauf die körperliche Ausstattung als Kränkung aller Omnipotenzphantasien hinweist. (Rendtorff 2019, 4)

Geschlecht und sexuelle Differenz verweisen folglich auf eine unabschließbare, offene Entwicklung hin zu einer komplexen Geschlechtsidentität. Gleichzeitig wird das Geschlecht wiederum von der symbolischen Ordnung mitgeprägt. Mit anderen Worten: Geschlecht strukturiert das Subjekt und zugleich wird das Geschlecht wiederum von der symbolischen Ordnung strukturiert. Auf der individuellen Ebene erlebt sich jedes Subjekt im geschlechtlichen Körper, als sub-jec-tum eben dem Geschlecht und der symbolischen Ordnung unterworfen, zugleich aber auch gestaltend dort, wo sich das Subjekt zeigt und sich präsentiert. Von der Kategorie ›Geschlecht‹ wiederum sind die *Dimensionen* zu unterscheiden, nämlich: Geschlechtsausdruck, sexuelle Identität und sexuelle Orientierung. Diese Geschlechterdimensionen lassen sich über ein soziales Verhalten und entsprechend gesellschaftliche Praktiken herstellen und einüben, während die Kategorie ›Geschlecht‹ damit noch nicht erfasst ist (Hirschauer 1993, 49 f.).⁴

3. Geschlechterordnung *im* Subjekt (Widerspruch im Subjekt)

Das Subjekt kann weder von der kulturell wirksamen Geschlechterdifferenz noch von seinem*ihrem Geschlecht vollständig abstrahieren, denn das Subjekt existiert in einem soziokulturellen Kontext, konfrontiert mit entsprechenden Zuschreibungen und Erwartungen an die Repräsentation und an das Selbstbild. Es erlebt folglich die Geschlechterdifferenz immer auch *in* sich selbst.⁵ Es sieht sich

- 4 Diese Differenzierung zwischen kategorialem Moment des Geschlechts und den Dimensionen zeigt sich auch bei den Queer-Theorien: Die Queer-Theoretiker*innen verneinen die Kategorie und betonen die Dimensionen; auch Geschlechtsidentität wird nur noch als Dimension interpretiert. So versteht (exemplarisch) Antke Engel Queer als Strategie der VerUneindeutigkeit und der fundamentalen Kritik der Zweigeschlechtlichkeit, und Esther Hutfless betont die Notwendigkeit, auf die Vorstellung einer Geschlechtsidentität zu verzichten (Vgl. Engel 2010, 65; Hutfless 2017).
- 5 Muraro (2015b, 137 – kursiv im Original) präzisiert: »Die sexuelle Differenz ist nicht *zwischen*, sie ist *in*: Sie ist *in* mir, sie wohnt meiner Existenz *inne*; so fasse ich sie auf, so erlebe ich sie: als etwas, von dem ich nicht abstrahieren kann, selbst wenn ich es wollte.«

also selber mit dem Skandal seines*ihres eigenen Geschlechts unausweichlich konfrontiert. Körper-Haben und Geschlecht-Verkörpern lassen sich nicht vom Subjektsein trennen. Subjekt ist, so eine mögliche Definition, »der Mensch, insofern er spricht« (Müller-Pozzi 2014, 903).⁶ Der Eintritt des Kindes in die Sprache lässt es zum Subjekt werden. Das Subjekt kann auf der einen Ebene mit seinem*ihrem Bewusstsein ein Selbstverhältnis herstellen, sich in einem Geschlecht verkörpert wahrnehmen. Auf einer anderen Ebene kann das erkennende Subjekt sich selber wiedererkennen, positionieren und kritisch befragen. Auf einer weiteren Ebene ist das Subjekt auch der symbolischen Ordnung (sowohl der Sprache als auch des Unbewussten) unterworfen (Rendtorff 2013, 69 f.).

Das Unbehagen, ein Geschlecht zu verkörpern, zeigt sich nicht nur gesellschaftlich, sondern auch individuell. Freud notiert in einer Fußnote in seiner Schrift *Das Unbehagen in der Kultur*:

Die Geschlechtlichkeit ist eine biologische Tatsache, die, obwohl von außerordentlicher Bedeutung für das Seelenleben, psychologisch schwer zu erfassen ist. Wir sind gewohnt zu sagen: jeder Mensch zeige sowohl männliche als weibliche Triebregungen, Bedürfnisse, Eigenschaften, aber den Charakter des Männlichen und Weiblichen kann zwar die Anatomie, aber nicht die Psychologie aufzeigen. (Freud 1930, 235/Anm. 2)

Zweierlei ist psychisch schwer zu erfassen: Erstens erschöpft sich Geschlechtlichkeit nicht in der Anatomie, vielmehr werden subjektive Phantasien wirksam und diese sind ihrerseits der symbolischen Ordnung unterworfen, folglich in den sprachlichen Darstellungen männlich/weiblich verformt (Sigusch 2005, 87 ff.). Und zweitens ist die Anatomie selber nicht mehr fraglos vorgegeben. Das Geschlecht wird nicht mehr nur an den sekundären Geschlechtsmerkmalen festgestellt, sondern auch über andere medizinische Parameter bestimmt, was das Spektrum dessen, was Mann-Sein bzw. Frau-Sein erfasst, erweitert (Quinseau

- 6 Das, was das Kind vor der Sprache sinnlich erlebt hat, was seine Phantasien und Einbildungskraft möglicherweise beflügelt hat, wird mit dem Spracherwerb und der Versprachlichung verändert. Das Erlebnis wird sprachlich erfasst, geformt, auch genormt. Es verliert an Unmittelbarkeit, an Einzigartigem und an sinnlichen Sensationen; es gewinnt jedoch an Mittelbarkeit und intersubjektivem Austausch. Auch hier wirkt die Nachträglichkeit.

2008). Im Weiteren können das Geschlecht der Psyche und das anatomische Geschlecht divergieren.

Indem der Transsexualismus beweist, dass auch die Geschlechtlichkeit ein kulturell Zusammengesetztes und psychosozial Vermitteltes ist, fallen Körpergeschlecht und psychosoziale Geschlechtsidentität bei den ›Normalen‹, die bisher die einzig ›Gesunden‹ waren, nicht mehr fraglos zusammen. Das aber geht ans kulturelle Eingemachte. (Sigusch 2013, 244)⁷

Auch wenn das psychische und das anatomische Geschlecht nicht mehr fraglos übereinstimmen (müssen), ist doch unbestritten: Es gibt kein Außerhalb des Geschlechts. (Genauso wenig wie es ein Außerhalb des Diskurses gibt.)⁸

Das, was die Intersektionalitätsdebatte – im Sinne des erwähnten Fernrohrs – für die Gesellschaft sichtbar gemacht und als Kategorie ›Geschlecht‹ markiert hat, schreibt sich in das einzelne Subjekt ein. Die psychoanalytische Arbeit mit Trans Menschen verdeutlicht – im Sinne des Mikroskops – die Schwierigkeit, zwar ein Geschlecht zu verkörpern und zugleich die sexuelle Differenz nicht binär oder dichotom aufzuteilen, zu verstehen (bzw. zu verstellen) und entsprechend sich selber zu verkennen.⁹

- 7 Dazu Paul B. Preciado (2016, 253 f.): »Wenn ein Körper die Praktiken aufgibt, die die Gesellschaft, in der er lebt, als männlich oder weiblich vorschreibt, rutscht er ab ins Pathologische. Daraus ergeben sich die folgenden biopolitischen Optionen: ich kann mich entweder als transsexuell definieren – oder als süchtig und psychotisch.«
- 8 Barbara Rendtorff (1996, 46, Hervorhebung i. O.) beschreibt dies folgendermaßen, sich an Lyotard anlehnd: »›Geschlecht‹ [ist] gerade jener privilegierte Ort, wo der Einschnitt des Symbolischen sich zeigt, jenes ›Loch‹ oder jener ›Riss‹, der den Menschen als Sprachwesen zeichnet und sein Begehren freisetzt. ›Der Geschlechtsunterschied lässt sich unendlich denken, aber er lässt sich nicht denken‹, schreibt Lyotard.«
- 9 Rendtorff (2019, 2) fordert denn auch in ihren Ausführungen: »Eine Theorie der sexuellen Differenz muss folglich fragen, wie sie mit diesem existenziellen Aspekt umgeht, wie sie ihn als elementaren Bestandteil ins theoretische Konzept aufnehmen kann, ohne das Sexuelle dichotomisierend erst aufzuteilen und dann die beiden so erzeugten Positionen aufeinander zu beziehen oder aneinander zu binden. – Ich halte das für die aktuell größte Herausforderung an die Theoriebildung, das zu denken.«

4. Geschlecht: Trans – Das Unbewusste im Sichtbaren

Trans Menschen kommen in unsere psychoanalytische Praxis mit vielfältigen Wünschen und Vorstellungen und einer Gewissheit: es sei nicht ihr Geschlecht, das sie aktuell verkörpern *müssen*.¹⁰ Wenn es kein Außerhalb der Geschlechter gibt, aber Anatomie und Geschlecht auseinanderdriften ... Wie also wird bei transidenten Subjekten das psychisch empfundene, »gewählte« Geschlecht hergestellt? Trans Menschen entscheiden sich individuell, wie weit sie – medizinisch, operativ – mit ihrer Transition gehen wollen. So ist es nicht unüblich, dass ein Trans Mann sich einer Mastektomie unterzieht, zugleich seine Gebärmutter behält und (je nach Hormonbehandlung) schwanger werden könnte.¹¹ Das heißt vorab: die Geschlechterdifferenz unendlich denken ... Wie erzählen Trans Menschen von sich, ihren Körpern und ihren Geschlechtern? Wie konstituieren sie sich als Subjekte? Und wie reagieren Psychoanalytiker*innen im Übertragungs- und Gegenübertragungsgeschehen auf diese Narrative? Anhand von drei Fallarbeiten möchten wir diesen Fragen nachgehen, ohne eindeutige Antworten zu versprechen.¹²

10 Herkunft, Entwicklung und Triebmischung des Wunsches einer Transition bzw. eine differenzierte Klärung des (psychosexuellen und sozialen) Wunsches, trans zu leben, können wir an dieser Stelle nicht aufgreifen, vertiefen und psychoanalytisch diskutieren. Wir konzentrieren uns in unseren Fall-Vignetten auf Momente von Übertragungs- und Gegenübertragungsdynamiken, um die Konflikthaftigkeit in der psychoanalytischen Behandlung von (meist) cis Psychotherapeut*innen mit trans Personen ebenso zu erhellen wie zu schärfen.

11 Vgl. Schrupp 2019.

12 Wir gehen davon aus, dass sich eine klinische Situation nicht abbilden lässt. Sobald wir über »einen Fall« öffentlich reden und diesen in einen theoretischen Zusammenhang einfügen, entsteht ein Narrativ, das heißt: eine mehrfache Umschrift des unmittelbar Erlebten innerhalb des Beziehungsgeschehens. Ein Narrativ erweist sich als Versprachlichung, Übersetzung und Umschrift von emotionalem Erleben in der Beziehung. Zwar ist dieses Narrativ bemüht, nahe an die erlebte, erfüllte und geteilte Realität heranzukommen, und doch bleibt es etwas Vermitteltes und vom eigenen Unbewussten mitgeschrieben.

Körperbilder – Selbstbilder

In Erzählungen, im Erzählkontext schildern sie von sichtbaren, gesicherten und unsichtbaren, auch unhaltbaren Selbst-Bildern, die wiederum mit den ihnen zugetragenen Fremdzuschreibungen und Fremdbildern kollidieren. Dabei bedienen sie sich einer ihnen geläufigen Bildsprache zur Selbstrepräsentation. Die vordergründig offensichtlichen, sichtbaren Phantasien, Bilder und Sprachbilder jedoch legen eine Spur hin zu den ungehaltenen Vorstellungen, zum Unbewussten des Sichtbaren.

Wenn wir aber dem Ausdruck ›das Unbewusste des Sichtbaren‹ einen Sinn verleihen müssten, dann sollte man ihn nicht bei seinem Gegenteil, dem Unsichtbaren suchen, sondern in einer eher ausgeklügelten, widersprüchlichen, auch intensiveren – in einer ›Fleisch gewordenen‹ Phänomenologie. Das gerade ist es, was das Ereignis, das Symptom des Visuellen zu bezeichnen versucht. (Didi-Huberman 2000, 37)¹³

Was also wird im Sichtbaren zugleich unsichtbar gemacht? Und wie lässt sich dieses Unsichtbare erfassen und darstellen?

Als ich Frau A. vom Wartezimmer hole, fallen mir ihre übertrieben wirkende feminine Sitzhaltung auf dem Sofa (schräg angewinkelte zusammengepresste Beine, leicht nach vorne gebeugt) und ihre deutlich längeren, mit Strähnen versehenen Haare auf. Frau A. erzählt in dieser 14. Sitzung zu Beginn aufgeregt, dass sie sich erstmals in einem Bikini an den Fluss gewagt hätte gemeinsam mit ihrer Mutter und dass sie als Frau Komplimente erhalten habe. Nur sehr leise, kaum verständlich, schildert sie, dass sie ihren Penis »eingebunden« hätte und dass es sehr schmerzhaft war. Sie wiederholt die Komplimente angesichts ihres schlanken, bereits gebräunten Körpers, der im Bikini schön zur Geltung käme. Nach einer kurzen Pause erzählt sie ruhig, eher informierend, dass sie nun erste Vorgespräche an der Universitätsklinik als Vorbereitung zu ihrer geschlechtsangleichenden Operation habe und sie bereit dazu sei. Sie wünsche sich sehr, dass

- 13 Interessant scheint uns in diesem Kontext, dass das *fleischliche Phänomen* unter dem Blick der anderen in den beiden zentralen psychischen Frauenkrankheiten – Hysterie und Anorexie – eine entscheidende Rolle spielen. Vgl. von Braun 1990. Der Blick der anderen: es geht bei den Trans Menschen nicht nur um den Wunsch, gesehen zu werden, wie sie es sich wünschen – auch um Beschämung, die Erwartungen des fremden Blicks nicht erfüllen zu können.

ihre Mutter, ihre Freundin und ihr Sohn da wären, wenn sie aus dem Operationsaal komme und wieder im Spitalzimmer läge. Eine Vorfreude und Ängstlichkeit sind deutlich spürbar, als Frau A. von der geplanten Operation berichtet. Dann erzählt sie übergangslos von einem Alptraum: Sie habe schöne lange Haare und liege auf dem Bett, die Haare seien über das Kissen geflossen. Da käme ihr Vater ins Zimmer und würde ihr die Haare kurz abschneiden. Sie sei schweißnass erwacht und hätte erst ihre Haare berühren und sich im Zimmer umschauchen müssen, um festzustellen, dass es nur ein Traum gewesen sei.

Der Traum evozierte in mir eine erschütternde, schmerzhaft Trauer. Mir fiel eine Szene aus dem Film *Hiroshima, mon amour*¹⁴ ein, als man die Hauptdarstellerin öffentlich scherte und beschimpfte, grölende Menschen um sie herum, erdrückend. Es breitete sich ein Schweigen zwischen Frau A. und mir aus, das sich ausdehnte und das Sprachlose ebenso wie den Schrecken fasste. Spontan fasste sich Frau A. in die Haare und es zeigte sich ein Schmunzeln (das mir selbstverloren vorkam). Sie wiederholte, dass sie im Zimmer habe nachschauen müssen, ob ihr Vater wirklich da sei, und lachte leise beim Verneinen. Wieder eine Pause. Sie vermutete, dass ihr Vater sich rächen wolle, er als Südtaliener könne nicht verstehen, dass sie eine Frau sei. Also nähme er ihr die Haare. Wir waren uns in der affektiven Reaktion als Frauen nahe: die geschorenen Haare als Form, Frauen zu erniedrigen und zu bestrafen. Diese affektive Verbundenheit im Moment nach dem Traum löste später, nach dem langen Schweigen und angesichts ihres Schmunzeln eine Skepsis aus und ich distanzierte mich innerlich: ein Traum ohne Deutung, da offensichtlich? In der Gegenübertragung spürte ich eine gewisse Aggression und eine andere Trauer. Warum distanzierte ich mich in diesem Moment von einer Intimität? Nachträglich wurden mir zwei Momente bewusst: Die gemeinsam erlebte Trauer war möglicherweise als ein Moment der Bezeugung wichtig, nämlich: ja, Sie sind eine Frau (Emcke 2012; 2013). Frau

- 14 Alain Resnais verfilmte 1959 nach einer Drehbuchvorlage von Marguerite Duras die Geschichte einer jungen Französin, die 1957 in Hiroshima einen Antikriegsfilm dreht und sich kurz vor ihrer Rückkehr in eine leidenschaftliche Affäre mit einem Japaner einlässt. Der Geliebte ruft bei ihr schmerzliche Erinnerungen an ihre tragische Liebe zu einem deutschen Soldaten im Zweiten Weltkrieg wach. In der Erinnerung sieht sich die Französin auf dem Marktplatz, wo sie in einem Schauprozess-ähnlichen Momentum öffentlich geschoren wird.

A. wiederholte, dass sie habe nachschauen müssen, und ich erfahre mich in diesem Moment als Augen-Zeugin ihres Frau-Seins. Möglicherweise bot ich eine Art ›Rückversicherung‹ im durch den Traum gefährdet erlebten Frau-Sein. Frau A. konnte sich danach effektiv entspannen. Zugleich verhinderte die Auflösung der Differenz zwischen ihr und mir, dass ich die reale Trauer um den Verlust ihres realen männlichen Geschlechts übersah. Die reale Kastration beim Baden und in der OP ließ sich nicht ansprechen. Hier wird meine konkrete Angst vor einer ›realen Kastration‹ angestachelt, die Sorge angesichts der OP und einer möglichen Enttäuschung. Und meine Aggression? Ich verstehe mein inneres Auf-Distanz-Gehen als Reaktion auf die Phantasie, Frau A. könnte eine ›bessere Frau‹ sein, die ich abwehren musste. Zugleich bin ich im Nachdenken gestolpert, nämlich dort, wo ich die klischierte Geschlechterordnung unbewusst wiederholt habe mit der Assoziationskette: Haare – weiblich – sexualisierte Bedeutung; und ebenso: lange weiche Haare – Vaters Rache gegenüber der Neotochter (die kein Sohn mehr sein will) – Enteignung des Begehrens der Tochter. Diese kulturelle Wiederholung, gegen die ich mich bewusst wehre, wirkt unbewusst stärker und zeigt mir meine Ohnmacht gegenüber einem kollektiv wirksamen Bildrepertoire.

Nachträglich ist mir bewusst geworden, dass in der Gegenübertragungsreaktion mein Frau-Sein eindeutiger geworden ist, als ich es selber erlebe. Möglicherweise hat die Rückversicherung – ja, Sie sind eine Frau – eine überdeterminierende Wirkung evoziert. Der Wunsch nach Eindeutigkeit inmitten der Angst, in der Transition als Noch-nicht-ganz-Frau entlarvt zu werden, hat auch mich erfasst und mich in meinem Frau-Sein radikal verunsichert (bin ich eine Frau?). Schließlich ist mir nachträglich aufgefallen, dass sich in der Gegenübertragung das Verschwinden eigener, psychoanalytischer Fragen manifestiert hatte (Fink 2013, 185 ff.).

Dieses spezifische Verschwinden eigener psychoanalytischer Fragen, in einer prekäreren Form gar das ›Verschwinden‹ der eigenen Geschlechtlichkeit als strukturierendes Element, das Auflösen der Differenz und damit letztlich der Zusammenbruch und ›Zerfall des Selbst‹ und dessen Wiederherstellung zeigt sich in der folgenden Fallvignette.

Nachdem sich Herr B. telefonisch mit der Bemerkung angemeldet hatte, »transsexuell« zu sein und auf diesem Wege Unterstützung zu suchen, vereinbarten wir ein Erstgespräch. Nach der telefonischen Anmeldung blieb ich mit einem diffusen Gefühl der Verwirrung zurück. Mein Wunsch nach Klarheit und

Ordnung in der Frage »von Mann zu Frau« oder umgekehrt blieb unerfüllt. Im Vorfeld des Erstgespräches machte sich in mir neben der erwähnten Verwirrung eine diffuse Angst breit. Mit diesem Gefühl im Nacken begegnete ich beim Erstkontakt im Wartezimmer einem Mitte dreißigjährigen, jugendlich wirkenden, mittelgroß gewachsenen, übergewichtigen Mann; er trägt weite Hosen und ein T-Shirt, seine dunklen Haare sind kurz rasiert. Eng neben ihm sitzt eine ältere, kleingewachsene und ebenfalls leicht übergewichtige Frau (die Mutter, wie sich herausstellen sollte).

Diese Begegnung ließ mein zuvor diffuses Gefühl der Angst, der Unsicherheit und der Verwirrung schlagartig verschwinden – die Inszenierung der Differenz (Geschlechter- und Generationendifferenz) im Wartezimmer brachten die ersehnte Klarheit. Nur: Diese Klarheit, so stellte sich bald heraus, war nicht umsonst! So war mir, als ich im Sprechzimmer Herrn B. die Frage stellte, was ihn zu mir führe, nicht mehr bewusst, warum Herr B. mich aufsuchte. Ich hatte ihn vor dem Hintergrund der ›inszenierten Differenz‹ als Mann »festgelegt«, sein »Trans-Sein« skotomisiert und somit (m)eine ersehnte Ordnung hergestellt. Diese Form der Abwehr erfuhr im Laufe der Behandlung eine deutliche Lockerung und es gelang uns beiden, das Niemandland zwischen den Geschlechtern (Schmuckli/Gross 2016) denkend und sprechend zu erkunden.

Ich werde auf eine Episode eingehen, welche zum einen darauf hinweist, auf welch »dünnem Eis« wir uns in unserer Arbeit mit Trans Menschen bewegen und welche Abgründe sich eröffnen können, wenn »das Eis bricht«. Vorab jedoch einige Einblicke in den Behandlungsverlauf: Im Rahmen der Bearbeitung der Erfahrungen des Patienten während seiner ›Alltagserprobung als Mann‹ wurden in der Therapie Konfliktbereiche auf einer tieferen Ebene angestossen und somit bearbeitbar, nämlich erstens ›Differenz in der Wahrnehmung‹. Der Zusammenhang mit bzw. die Abhängigkeit seiner Selbstwahrnehmung von der Wahrnehmung durch andere. Diesbezüglich zeigte Herr B. ausgeprägte Wünsche nach Bestätigung, Angenommen-Werden und ›Spiegelung‹ nicht nur im gewünschten Geschlecht, sondern auch als ›ganze Person‹ – und die entsprechenden ›Defizite‹ wie Angst vor Ausgrenzung, Zurückweisung, Ablehnung, Nicht-Wahrgenommen-Werden, etc. Vor dem Hintergrund eines guten Arbeitsbündnisses kam der Psychotherapie bzw. der therapeutischen Beziehung eine zentrale Stellung zu: In der Erfahrung des Akzeptiert-Werdens konnte Herr B. erleben, dass sein Eigenes nicht notwendigerweise Entgrenzung, Ablehnung

und Verstoßung bedeuten musste. Zweitens ›Differenz im Denken und Fühlen‹: Die oben bereits erwähnten, um Abhängigkeit und Autonomie kreisenden Konflikte seinen Eltern (insbesondere seiner Mutter) gegenüber traten im Rahmen der ›Alltagserprobung seiner männlichen Rolle‹ deutlicher hervor. Es gelang Herrn B. zunehmend, sein Eigenes zu betonen, eigene Ansprüche, Bedürfnisse und Wünsche wahrzunehmen und schließlich zu kommunizieren. Er zeigte eine zunehmend höhere Toleranz gegenüber seinen Verlust- und Verlassenheitsängsten. Und schließlich drittens ›Differenz und Begehren‹: Mit der Steigerung seines Gefühls von Eigenständigkeit und Selbstwirksamkeit wurde das Thema bzw. sein Wunsch nach einer Liebesbeziehung aktuell. Es gelang ihm, über seine Ängste, Hemmungen und über sein Vermeidungsverhalten gegenüber nahen Beziehungen zu sprechen und es zeigten sich in seinem Alltag vorsichtige Versuche, sich einer Frau (als Mann) anzunähern. Mit Beginn der Hormontherapie (Testosteron) gewannen seine Autonomiebestrebungen deutlich an Kraft. Es zeigte sich eine deutliche Reduktion seiner Aggressionshemmung. So kam es wiederholt zu aggressiven Auseinandersetzungen in seiner Familie und am Arbeitsplatz. Hintergrund dieser Auseinandersetzungen waren seine Abgrenzungsbemühungen und seine Tendenz, »nicht mehr alles mit sich machen zu lassen« bzw. nicht mehr »zu allem Ja und Amen zu sagen«. Zu jener Zeit wurde zunehmend ein narzisstisch besetztes männliches Selbstbild sichtbar, welches zwar in sich kohärent war, aber (und dies war das zentrale Thema in jener Phase der Therapie) in der Folge noch durch soziale Erfahrung bestätigt bzw. immer wieder modifiziert werden musste. Mit den körperlichen Veränderungen unter den Hormonen (Amenorrhoe, Bartwachstum, Stimmbruch, männliche Haarverteilung, Veränderung der Haut, Zunahme der Muskelmasse, vermehrte psychische Spannkraft etc.) festigte sich sein männliches Rollenverständnis weiter und es gelang ihm, seinen sozialen Bewegungsradius auszuweiten. Herr B. verliebte sich zu jener Zeit in eine gleichaltrige Frau, welcher er seine Liebe »gestand«. Zu seinem größten Erstaunen erwiderte die Frau seine Liebe und sie wurden ein Paar. Es gelang ihm also, eine heterosexuelle Partnerin zu finden, welche ihn als Mann sah und ihn erotisch-sexuell als Mann besetzen konnte. Diese Besetzung blieb auch dann noch aufrechterhalten, als er sich seiner Partnerin gegenüber als transient »outete«. Seine Partnerin schien sich dadurch in ihrer (hetero-) sexuellen Identität nicht in Frage gestellt zu fühlen. Die Tatsache, dass Herr B. von seiner Partnerin als heterosexueller Mann wahr- und angenommen bzw. in seiner

männlichen Identität weiter bestätigt wurde, führte zu einer weiteren Konsolidierung/Stabilisierung seiner männlichen Identität. Diese innere Sicherheit brachte es mit sich, dass Herr B. auch weibliche Selbstanteile reintegrieren konnte und diese nicht mehr derart stark von sich fernhalten (abspalten) musste. Herr B. erschien mir durch die Lockerung seiner Abwehr deutlich individueller, widersprüchlicher und es fiel mir auf, dass er vermehrt über Phantasien und Konflikte sprechen konnte, die nicht im direkten Zusammenhang mit der Geschlechtsidentität standen.

Am Vorabend der geplanten geschlechtsangleichenden Operation ereignete sich folgende Episode: Auf dem Weg zu einer Sitzung begegnete ich in einem Krankenhaus dem Patienten und seiner Mutter zufällig in der Cafeteria. Ich wollte mir gerade einen Kaffee holen, als ich »das Paar« an einem Tisch sitzen sah. Schlagartig wurde ich von einer massiven Angst überschwemmt und fiel in einen dissoziativen Zustand, in welchem meine Verbindung zur Realität unterbrochen wurde bzw. verloren ging. In diesem Zustand der Auflösung, des Nicht-Seins hatte ich keinerlei Orientierung mehr, war unfähig zu denken und es gelang mir nicht, eine Verbindung zur Außenwelt herzustellen. Und obwohl ich die beiden zwar erkannte, war es mir nicht möglich, die zwei Personen als getrennte Individuen wahrzunehmen, geschweige denn, auf die Personen zu reagieren. Was damals im Wartezimmer mit der Wahrnehmung der (inszenierten) Differenz und dem Skotomisieren der Trans-Thematik noch zusammen- und kohärent gehalten werden konnte, befand sich nun in Auflösung, mein Ich »im freien Fall« (Zach 2017). Erst eine blitzartige Phantasie, mein Rettungsschirm sozusagen, ließ mich, einem Fallschirmspringer gleich, in Sekundenbruchteilen und äußerst abrupt wieder zu mir kommen: es war die Phantasie, oder vielmehr das Bild der eingangs beschriebenen Wartezimmerzene. Eng mit diesem zuerst schemenhaft, dann immer konkreter werdenden Bild und der Wiedererlangung meiner Orientierungsfähigkeit verbunden war eine weitere Phantasie; nämlich jene, dass Herrn B. am nächsten Tag Hoden und Penis entfernt werden würden. Die phantasierte Differenz und die (Rettungs-)Phantasie der Kastration ließen mir Herrn B. (wie schon zu Beginn der Behandlung im Wartezimmer) als Mann erscheinen und verliehen meiner vormals diffusen und existenziellen Angst einen Rahmen (eine Ordnung) und brachten mir die Orientierung zurück. Dadurch wurde es mir möglich, mich nicht nur örtlich, zeitlich und situativ, sondern mich auch (wieder) geschlechtlich zu verorten.

An dieser Stelle soll es nicht um die Erhellung oder gar Klärung der Gründe meines Zusammenbruchs, bzw. die Ursprünge der sich aus dem Übertragungs- und Gegenübertragungsgeschehen sowie aus projektiven Identifizierungen speisenden Dynamiken gehen. Auch die spezifischen Abwehrkonstellationen, die Rolle des Settings (die Schutzfunktion des Sprechzimmers) und des »Einbruchs des Körpers« (im Krankenhaus) bleiben hier nur angetönt. Diese Episode soll vielmehr als Hinweis auf die stetige (Abwehr-)Arbeit verstanden werden, die insbesondere da geleistet werden muss, wo das binäre Ordnungssystem in Gefahr gerät. Da, wo es keinen kategorialen Halt mehr gibt, wo das Ich nicht mehr durch die (Geschlechts-)Kategorie zusammengehalten, kohärent gehalten wird, brechen elementare (existenzielle) Abgründe auf. Die beschriebene Form der Angstabwehr dient der Bannung der Angst vor der Selbst-Auflösung und dem drohenden Zerfall (dem »freien Fall«), wenn es kein (geschlechts-)identitäres Ordnungs- und Orientierungssystem mehr gibt. Die Abwehr bedient sich in den erwähnten Episoden der Differenz und (in der Kastrationsphantasie) des Mangels und verweist damit auf deren Selbst-konstituierende Funktion.

Selbstausslegung

Die Selbstausslegung funktioniert wie ein Palimpsest und zugleich nach den Gesetzmässigkeiten der sekundären Bearbeitung bzw. der Darstellbarkeit. Das, was im Erzählen überschrieben wird, dient der Kohärenz, dem eigenen Selbst-Verständnis ebenso wie der Lesbarkeit für andere (Schmuckli 2018).

Der Aspekt des Palimpsests wirft auf der einen Seite die Frage der Selbstausslegung von Trans Menschen und auf der anderen Seite deren Lesbarkeit durch andere auf. Selbstausslegung, verstanden in der komplexen Wechselwirkung von nachträglicher Selbstdeutung und prospektivem Selbstentwurf, ist eine Voraussetzung, über sich selber verfügen zu können und sich weniger selbstentfremdet zu erleben (Jaeggi 2006, 151 ff.). Selbstausslegung umfasst also auch, sich selber entziffern und verstehen zu können; es macht das eigene Selbst-Verständnis besprechbar. Wer aber für andere nicht lesbar wird, läuft auch Gefahr, sich selber abhanden zu kommen und den Weltbezug zu verlieren. Gleichzeitig besteht die Gefahr der Selbstausslegung als Trans Mensch in den herrschenden Verhältnissen darin, mehr oder weniger (un-)bewusst die von anderen erwarteten Vorstellungen

so zu bedienen, dass sie zwar für andere lesbar bleiben, sich selber aber kaum mehr wiedererkennen oder gar verleugnen. Das Eigene der Selbstausslegung droht verloren zu gehen angesichts der Erwartungen und der Deutungen (oder gar Interpretationshoheit?) der cis Menschen bzw. der herkömmlichen Vorstellungen von Körper-Haben, Geschlecht-Sein und Subjekt-Werden hinsichtlich einer verständlichen, widerspruchsfreien Lebensgeschichte. In medizinischen oder juristischen Kontexten kann diese Selbstausslegung zur eigentlichen Wiederholung erwarteter Narrationsmuster werden (Hoenes 2014, 62f.).

Das Palimpsest lässt sich in meinen Augen auf mindestens zwei Ebenen ansiedeln: Zum einen wirkt es über die Spanne eines subjektiven Lebens. Es zieht Erinnerungen, erinnerte und unhaltbare Bilder nach sich. Zum andern wirkt es auch in einer aktuellen Selbstausslegung innerhalb einer therapeutischen Sitzung, wenn die Erzählung so geschaffen wird, dass Lücken übersprungen und/oder ergänzt werden und eine Kohärenz hergestellt wird. Das, was quasi im Palimpsest durchschimmert und sich als Material einer Lebensgeschichte oder einer aktuellen Erzählung anbietet, unterliegt seinerseits der (symbolischen) Darstellbarkeit und dem Wunsch nach Kohärenz bzw. Selbst-Verständnis. In dem Augenblick, in dem das Subjekt die Einschreibung des Palimpsests ausdrücken will, bearbeitet es diese Erinnerungsspur (auch auf affektive und unbewusste Weise) und füllt mögliche Lücken. So ist jede Selbstausslegung die Fortsetzung der Einschreibung; sie wirkt gleichermaßen erhellend wie entstellend.

Wir wollen diesen Konflikt innerhalb des Palimpsests als *epistemologischen Bruch* markieren und fruchtbar machen,¹⁵ und zwar, indem gerade die Widersprüchlichkeiten in den Selbstdarstellungen und Selbstausslegungen zur Sprache gebracht werden und im besten Falle zu Erkenntnissen führen.

Was bedeutet es für Trans Menschen, in der herrschenden (symbolischen) Geschlechterordnung lesbar für andere *und* sich selber bleiben zu können? Ein Trans Mann, der seit fünf Jahren bei mir in psychotherapeutischer Behandlung ist, äußerte sich in der ca. 80. Sitzung sehr bestimmt, mich auch in den Blick nehmend und fixierend, folgendermaßen über sich selber:

- 15 Spricht Ann Cvetkovic (2014, 77) von einer »Epistemologie des Bruchs«, bevorzugen wir die Rede von einem *epistemologischen* Bruch. Uns geht es einerseits um die Dynamik innerhalb der Bruchlinie und andererseits auch um die fragile Bruchstelle zwischen den Trans Menschen und uns als cis Psychoanalytiker*in.

Dass ich aggressiv bin, wusste ich immer schon. Das meint mein Bruder, wenn er sagt ›er ist wie ich, nur ein bisschen ein Wadenbeißer«. Mir ist auch meine Beziehung sowas von scheißegal. Je länger ich hier arbeite, umso mehr entscheide ich mich für ein anderes Leben, das in Richtung soziale Abkapselung geht und dafür die Karriere ansteigen lässt. Bis Sie mich wiedersehen, bin ich schon lange ein anderer Mensch. Sie werden sagen, dass ich eine Miniausgabe von meinem Bruder geworden bin, ein karrieregeiler Typ. Viel Geld. Das Zwischenmenschliche, das Sie 3 Jahre aufgebaut haben, ist dann innerhalb von 2 Monaten zerstört. Die Realität nimmt den weichen Kern und betoniert ihn ein. Ich habe keine Vergangenheit mehr, nur ein Leben vor mir.

Der damals 26-Jährige Herr C. hatte in vielen Sitzungen über seinen älteren Bruder gesprochen, mal eher klagend-traurig, mal eher bewundernd-unterwürfig. Herr C. fühlte sich von seinem Bruder in seiner Transition verachtet und beschämt und zugleich wünschte er sich, von ihm endlich gesehen zu werden gerade als ein ehrgeiziger, hart arbeitender Mann. Endlich hört Herr C. die Anerkennung von seinem Bruder als Initiation, ein Mann zu sein wie er es sich selber wünscht (er ist wie ich). Zugleich schwingt eine Entwertung mit (*nur ein bisschen ein Wadenbeißer*), die Herr C. in einer ihm unerklärlichen Trauer spürte. Herr C. konnte sich kaum über die verbale Anerkennung freuen; Trauer, Unverständnis und Irritation hielten ihn niedergeschlagen. Die Entwertung deutete ich als subtile Absetzung des Bruders und als dessen versteckte Botschaft, dass er als Neumann möglicherweise die Härte im Beruf gegen andere Mitarbeitende nicht aufbringen könne. Den Bruder schilderte Herr C. als erfolgreichen, rücksichtslosen Qualitätskontrollleur, der viel verdient, oft schon über Headhunters abgeworben worden ist und sich seine Frau über die Eltern hat vermitteln lassen. Herr C. war in den Gesprächen immer wieder beruhigt, dass er auch seine fürsorgliche Seite im Team einbringen konnte (indem er beispielsweise die Geburtstage der Mitarbeitenden wusste und an besagten Tagen jeweils einen selbstgebackenen Kuchen mitbrachte).

In der Gegenübertragung spürte ich meinerseits eine tiefe, mich sprachlos machende Resignation. Erst viel später konnte ich diese Resignation zum einen mit meiner eigenen verdrängten Desillusionierung zusammensetzen. Nachträglich sah ich mich mit meinem eigenen, äußerst paradoxen Wunsch konfrontiert, dass Herr C. doch, wenn schon ein Mann, eher einen anderen Mann-Typus verkörpern könnte und diese an sich selbst vollzogene Härte und unbewusste Destruktivität nicht wiederholen müsste. Mein Wunsch nach einem neuen Mann,

der sich emotional nicht mit Selbstdisziplin beschneiden müsste und der sich den normativen Ansprüchen entziehen könnte, wurde desillusioniert. Gleichzeitig hatte mein Wunsch auch eine andere Seite, nämlich dass Herr C. doch weiterhin Frau bleiben könnte, eine quasi andere ›Neofrau‹ werden dürfte, die kein beschämtes, von (kulturellen) Schuldgefühlen entstelltes Verhältnis zu ihren eigenen Aggressionen hätte.

Aggressionen waren seit der ersten Stunde Thema in unserer Zusammenarbeit. In der ersten Stunde erzählte Herr C. von seiner eben erst begonnenen Lehre als Logistiker, äußerst knapp von seinen familiären Verhältnissen (vor allem vom älteren Bruder und der hart arbeitenden Mutter, eine Immigrantin) und sehr ausführlich von seiner Leidenschaft, dem Unihockey. Er sei in der U16-Mannschaft sehr erfolgreich gewesen und hätte dort auch seine Freundin kennengelernt. Plötzlich konfrontierte er mich scharf, ich solle ihn nicht ständig anschauen (Schmuckli/Gross 2016). Ich staunte über diesen für mich unerwarteten Ausbruch und spürte eher seine Not und vor allem eine diffuse Unsicherheit. Bei mir dachte ich: Angry young woman. Offenbar hatte ich es nicht nur gedacht, sondern (in einer Fehlleistung) gemurmelt – und Herr C. hatte es gehört. Er wurde erst ganz ruhig. In diese angespannte, verdichtete Ruhe entfaltete sich etwas enorm Trauriges, Belastendes, Zartes, Herr C. schaute aus dem Fenster, sehr konzentriert und ich weinte. Nach langem Schweigen konnte Herr C. es sagen: Er sei tatsächlich im Körper einer jungen Frau und fühle sich als Mann. Erst jetzt nahm ich Herrn C. als Trans Mann wahr; sein Passing war damals schon derart unauffällig, dass ich mich einem jungen Mann gegenüber wähnte. Herr C. kam im Verlaufe der Zusammenarbeit immer wieder auf diese erste Stunde zurück, auf sein Erleben der Trauer, der Angst und auf sein Gefühl, gleichzeitig verkannt und gesehen worden zu sein.

Herr C. wollte seine Vergangenheit als junge Frau hinter sich lassen (ich habe keine Vergangenheit mehr) und sich auf ein Leben als Mann konzentrieren, auf seine Karrierepläne. Sein Versuch, einen Schlusstrich unter seine Vergangenheit zu setzen, bedingte auch, dass er das ihm selber vertraute Weiche einzubetonieren suchte. Er konnte sich keine Gleichzeitigkeit von Erfolgreich- und Weich-Sein vorstellen.

Anstelle eines Fazits

In der psychoanalytischen Arbeit mit Trans Menschen beginnt jene von Freud in seiner 27. *Vorlesung* zu der Übertragung formulierte Arbeit, nämlich »die Erziehung zur Wahrheit gegen sich selbst« (Freud 1916–1917, 451).

Literatur

- Baier, Angelika/Binswanger, Christa/Häberlein, Jana/Nay, Yv Eveline/Zimmermann, Andrea (Hg.) (2014): *Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie*. Wien: Zaglossus.
- Bargetz, Brigitte (2013): *Markt der Gefühle, Macht der Gefühle: Konturen eines emotionstheoretischen Machtverständnisses*. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie ÖZS*, 2/13. Wien: Springer, 203–221.
- Breuer, Joseph/Freud, Sigmund (1895): *Studien über Hysterie*, GW I, 75–251.
- Borutta, Manuel/Verheyen, Nina (Hg.) (2010): *Die Präsenz der Gefühle. Männlichkeit und Emotionen in der Moderne*. Bielefeld: transcript.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2012 [2011]): *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2014): *Depression ist etwas Alltägliches: Öffentliche Gefühle*. In: Baier, Angelika et al.: *Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie*. Wien: Zaglossus, 57–87.
- Didi-Huberman, Georges (2000): *Vor einem Bild*. München/Wien: Hanser.
- Didi-Huberman, Georges (2001): *Phasmes. Essays über Erscheinungen*. Köln: Dumont.
- Diotima/Philosophinnengruppe aus Verona (Hg.) (1989): *Der Mensch ist zwei. Das Denken der Geschlechterdifferenz*. Wien: Wiener Frauenverlag.
- Diotima/Philosophinnengruppe aus Verona (1999): *Die Welt zur Welt bringen. Politik, Geschlechterdifferenz und die Arbeit am Symbolischen*. Königstein im Taunus: Helmer.
- Emcke, Carolin (2010 [2000]): *Kollektive Identitäten. Sozialphilosophische Grundlagen*. Frankfurt: Campus.
- Emcke, Carolin (2012): *Wie wir begehren*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Emcke, Carolin (2013): *Weil es sagbar ist. Über Zeugenschaft und Gerechtigkeit*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Emcke, Carolin (2016): *Gegen den Hass*. Frankfurt a. M.: Fischer.

- Engel, Antke (2009): Bilder von Sexualität und Ökonomie. Queere kulturelle Politiken im Neoliberalismus. Bielefeld: transcript.
- Engel, Antke (2010): Akzeptanzschwierigkeiten? Dimensionen und Strategien queerer Kritik. In: Mennel, Brigit/Nowotny, Stefan/Raunig, Gerd (Hg.): Kunst der Kritik. Wien: turia + kant, 65–84.
- Flütsch, Niklaus (2014): Geboren als Frau, glücklich als Mann. Logbuch einer Metamorphose. Gockhausen: Wörterseh.
- Flütsch, Niklaus (2017): Transmenschen und Kinderwunsch. In: Gynäkologische Endokrinologie 1. Zürich: Springer, 47–52.
- Fink, Bruce (2013 [2007]): Grundlagen der psychoanalytischen Technik. Eine lacanische Annäherung für klinische Berufe. Wien: turia + kant.
- Freud, Sigmund (1915): Triebe und Triebchicksale. GW X, 209–246.
- Freud, Sigmund (1916-1917): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. GW XI.
- Freud, Sigmund (1925/24): Notizen über den Wunderblock. GW XIV, 1–8.
- Freud, Sigmund (1930/1929): Das Unbehagen in der Kultur. GW XIV, 419–506.
- Freud, Sigmund (1937): Die endliche und die unendliche Analyse. GW XVI, 57–99.
- Grisard, Dominique/Jäger, Ulle/König, Tomke (Hg.) (2013): Verschieden Sein. Nachdenken über Geschlecht und Differenz. Sulzbach im Taunus: Helmer.
- Gsell, Monika/Zürcher, Markus (2011): Licht ins Dunkle der Bisexualität. In: Psyche – Z Psychoanal 65, 699–729.
- Hirschauer, Stefan (1993): Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hoenes, Josch (2014): Nicht Frosch – nicht Laborratte: Transmännlichkeit im Bild. Eine kunst- und kultuwissenschaftliche Analyse visueller Politiken. Bielefeld: transcript.
- Honegger, Claudia (1992): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaft vom Menschen und das Weib. Frankfurt/New York: Campus.
- Honneth, Axel (2015 [2003]): Unsichtbarkeit. Stationen einer Theorie der Intersubjektivität. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Hutfless, Esther (2017): Psychoanalyse und Identität – Zur Kritik einer Illusion. Auf: www.queeringpsychoanalysis.wordpress.com. Erstveröffentlichung 15. Januar 2017.
- Irigaray, Luce (1991[1984]): Ethik der sexuellen Differenz. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Jaeggi, Rahel (2006): Entfremdung. Zur Aktualität eines sozialphilosophischen Problems. Frankfurter Beiträge zur Soziologie und Sozialphilosophie, Bd. 8. Frankfurt a. M.: Campus.

- Jaeggi, Rahel (2014): *Kritik von Lebensformen*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Kerz-Rühling, Ingrid (2014): *Nachträglichkeit*. In: Mertens, Wolfgang (Hg.): *Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe*. Stuttgart: Kohlhammer, 597–600.
- Kläui, Christian (2008): *Psychoanalytisches Arbeiten. Für eine Theorie der Praxis*. Bern: Huber.
- Klinger, Cornelia (2013): *Überkreuzte Identitäten – Ineinandergreifende Strukturen. Plädoyer für einen Kurswechsel in der Intersektionalitätsdebatte*. In: Dies./Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.) (2013 [2008]): *ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 38–68.
- Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.) (2013 [2008]): *ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Lemna, Alessandra (2018): *Der Körper spricht immer. Körperlichkeit in psychoanalytischen Therapien und jenseits der Couch*. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel.
- Maihofer, Andrea (1995): *Geschlecht als Existenzweise*. Frankfurt a. M.: Helmer.
- Maihofer, Andrea (2013a): *Geschlechterdifferenz – eine obsoletere Kategorie?* In: Griesard, Dominique/Jäger, Ullrich/König, Tomke (Hg.): *Verschieden Sein. Nachdenken über Geschlecht und Differenz. Sulzbach im Taunus*: Helmer, 27–46.
- Markus, Ursula/Polli, Tanja (Hg.) (2013): *Das Geschlecht der Seele. Transmenschen erzählen*. Zürich: Elster.
- Müller-Pozzi, Heinz (2014): *Subjekt (nach Lacan)*. In: Mertens, Wolfgang (Hg.): *Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe*. Stuttgart: Kohlhammer, 902–910.
- Muraro, Luisa (1999): *Von sich selbst ausgehen und sich nicht finden lassen*. In: Diotima (Hg.): *Die Welt zur Welt bringen. Politik, Geschlechterdifferenz und die Arbeit am Symbolischen*. Königstein im Taunus: Helmer, 18–38.
- Muraro, Luisa (2006 [1993]): *Die symbolische Ordnung der Mutter*. Darmstadt: Göttert [Campus].
- Muraro, Luisa (2015a): *Nicht alles lässt sich lehren*. Darmstadt: Göttert.
- Muraro, Luisa (2015b): *Die sexuelle Differenz gibt es (Das ›Aber‹ von Aristoteles)*. In: *Nicht alles lässt sich lehren*. Darmstadt: Göttert, 137–148.
- Preciado, Paul B. (2016): *Testojunkie. Sex, Drogen und Biopolitik in der Ära der Pharmapornographie*. Berlin: b_books.
- Quindeau, Ilka (2008): *Verführung und Begehren. Die psychoanalytische Sexualtheorie nach Freud*. Stuttgart: Klett.
- Quindeau, Ilka/Dammach, Frank (2014): *Männlichkeiten*. Stuttgart: Klett.
- Reiche, Reimut (1990): *Geschlechterspannung*. Gießen: Psychosozial.
- Rendtorff, Barbara (1996): *Geschlecht und symbolische Kastration. Über Körper, Matrix, Tod und Wissen*. Königstein im Taunus: Helmer.
- Rendtorff, Barbara (1998): *Geschlecht und différance. Die Sexuierung des Wissens. Eine Einführung*. Königstein im Taunus: Helmer.

- Rendtorff, Barbara (2013): Warum Geschlecht doch etwas Besonderes ist. In: Knapp-Axeli, Gudrun/Klinger, Cornelia: *ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 68–86.
- Rendtorff, Barbara (2019): *Sexuelle Differenz – Fallstricke eines Begriffs*. Unveröff. Manuskript.
- Runte, Annette (1996): *Biographische Operationen. Diskurse der Transsexualität*. München: Fink.
- Schaffer, Johanna (2008): *Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung*. Bielefeld: transcript.
- Schmuckli, Lisa (1996): *Differenzen und Dissonanzen. Zugänge zu feministischen Erkenntnistheorien in der Postmoderne*. Königstein im Taunus: Helmer.
- Schmuckli, Lisa (2001): *Hautnah. Körperbilder – Körpergeschichten*. Königstein im Taunus: Helmer.
- Schmuckli, Lisa (2006): *Begehren nach Bildern. Freuds Bildkonzept – Spuren der piktoralen Wende*. Wien: turia + kant.
- Schmuckli, Lisa (2007): *Passion der Differenz. Ein Kaleidoskop von Frauenwelten*. Königstein im Taunus: Helmer.
- Schmuckli, Lisa (2009): *Von der Visualisierung des Unbewussten. Freuds Bildkonzept avant la lettre*. In: Soldt, Philipp/Nitzschmann, Karin (Hg.): *Arbeit der Bilder. Die Präsenz des Bildes im Dialog zwischen Psychoanalyse, Philosophie und Kunstwissenschaft*. Gießen: Psychosozial, 75–97.
- Schmuckli, Lisa (2018): *Kommentar zu Freuds Notizen eines Wunderblocks 1925*, siehe homepage www.lisaschmuckli.ch
- Schmuckli, Lisa/Gross, Patrick (2016): *Der Herr ist nicht Frau in seinem eigenen Hause. Psychoanalytische Fragmente zur Thematik der trans*Identität*. In: *Psychotherapie-Wissenschaft* 2, 122–129.
- Schneider, Peter (1994): *Insight such as this ... Die Traumdeutung lesen*. In: Schneider, Peter et al.: *Freud-Deutung. Traum – Narzissmus – Objekt – Religion*. Tübingen: edition diskord, 15–113.
- Schneider, Peter (1995): *Wahrheit und Verdrängung. Eine Einführung in die Psychoanalyse und die Eigenart ihrer Erkenntnis*. Berlin: Tiamat.
- Schrupp, Antje (2019): *Schwangerwerdenkönnen. Essay über Politik, Geschlecht und Körper*. Rossdorf/Darmstadt: Helmer.
- Sigusch, Volkmar (1995): *Geschlechterwechsel*. Hamburg: Rotbuch.
- Sigusch, Volkmar (2005): *Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*. Frankfurt: Campus.
- Sigusch, Volkmar (2013): *Sexualitäten. Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten*. Frankfurt a. M.: Campus.

- von Braun, Christina (1990): Nicht Ich. Logik, Lüge, Libido. Frankfurt a. M.: Neue Kritik.
- von Braun, Christina (1994a): Der Mythos der ›Unversehrtheit‹ in der Moderne. Zur Geschichte des Begriffs ›Die Intellektuellen‹. In: Amstutz, Nathalie/Kuoni, Martina (Hg.): Theorie – Geschlecht – Fiktion. Basel/Frankfurt: Stroemfeld/Nexus, 25–47.
- von Braun, Christina (1994b): Ceci n'est pas une femme. In: Lettre International 26, 80–84.
- von Braun, Christina (2000): Gender, Geschlecht und Geschichte. In: von Braun, Christina/Stephan, Inge (Hg.): Gender Studien. Eine Einführung. Stuttgart: Metzler, 16–58.
- Zach, Barbara (2017): Über den freien Fall und die sichere Landung. Zum Erleben der Psychoanalytiker*in in der Arbeit mit Trans*genders und Genderqueers. In: Hutfless, Esther/Zach, Barbara (Hg*.): Queering Psychoanalysis. Psychoanalyse und Queer Theory – Transdisziplinäre Verschränkungen. Wien: Zaglossus, 533–558.
- Zamboni, Chiara (2009): Denken in Präsenz. Gespräche, Orte, Improvisationen. Darmstadt: Göttert.

Dr. phil. Lisa Schmuckli, Morgartenstrasse 1, 6003 Luzern, Schweiz,
l.schmuckli@bluewin.ch; www.lisaschmuckli.ch

Lic. phil. Patrick Gross, Freie Strasse 88, 4051 Basel, Schweiz,
gross.patrick@gmail.com